

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Dermann Rauch, Wiesbaden.

Abdruck aller Artikel verboten

Nummer 13

Sonntag, den 25. Februar 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 25. Febr.: 1. Fastensonntag, Walpurga. Montag, 26. Febr.: Rechtfertigung. Dienstag, 27. Febr.: Leander. Mittwoch, 28. Febr.: Romanus. Donnerstag, 1. März: Suitbertus. Freitag, 2. März: Heinrich Suso. Samstag, 3. März: Kunigunde.

*

Erster Fasten-Sonntag

Evangelium des H. Matthäus 4, 1—11.

In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er vom Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, danach hungerte ihn. Und es trat der Versuchung zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Er aber antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Rinne des Tempels und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so stürze dich hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln befohlen, daß sie dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stoßest. Jesus aber sprach zu ihm: Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn nicht versuchen. Abermals nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Hinweg, Satan! denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen. Als dann versetzte ihn der Teufel; und siehe, die Engel traten hinzu und dienten ihm.

*

Wie im vorigen Jahre, wollen wir auch heuer für die Fastensonntage einen zusammenhängenden Stoff aus dem Alten Testamente für unsere Kostenbetrachtungen nehmen. Wir wählen die Fortsetzung des vorigjährigen Stoffes, das israelitische Königtum unter Salomon. Salomon, ein Leben mit Gott und ohne Gott! Das soll das Thema sein, an das wir unsere Betrachtungen anknüpfen.

Suchen wir uns zunächst in der Zeitlage zu orientieren. Salomon regierte von 1015 bis 975, also um das Jahr 1000. Die Regierung Salomons bedeutet die Glanzzeit und den Höhepunkt des israelitischen Reiches. Weder vorher noch später hat Israel eine ähnliche Entwicklung gesehen.

1. Salomon war etwa 20 Jahre alt, als er den Thron seines Vaters bestieg. Seine Mutter war Bathseba, die frühere Gemahlin des Heerführers Urias, den David in verbrecherischer Absicht hatte umbringen lassen. Wenn auch David die größere Schuld trug, so war doch auch Bathseba nicht frei von Sünde. Indem sie die Mutter des Salomon wurde, trat sie, die Ehebrecherin, in die Reihe der Ahnen des Messias. Denn der Messias ging aus der Familie der Könige von Juda hervor. Salomon war nicht der Erstgeborene. Adonias war älter. Allein David hatte auf Anordnung Gottes den Salomon zu seinem Nachfolger bestimmt und, um etwaigen Thronstreitigkeiten vorzubeugen, ihn noch zu seinen Lebzeiten krönen lassen.

Wenn es Gott nicht für entehrend hielt, in seiner irdischen Ahnenreihe eine Sündlerin zu haben, dann wollte er damit sagen, daß eine gründliche Besehrung auch den größten Sünder wieder in die Gunst und das Wohlwollen Gottes setzt. Bei Gott gelten nicht die menschlichen Begriffe von Ehre und Achtung, die sich oft nur an äußerlichkeiten und falschen Vorstellungen halten. Ein Ehebrecher und Duellmörder zum Beispiel wird, wie die Tafsachen lehren, auch weiterhin als ein Ehrenmann in der Gesellschaft geduldet, während ein anderer, der wegen eines geringfügigen Eigentumsvergehens eine kleine Gefängnisstrafe hat absitzen müssen, sonst aber ein Ehrenmann ist, von der Gesellschaft gemieden wird. Wie falsch wird also hier von den Menschen die Ehre bewertet! Und wie viele achtenswerte Menschen leiden unter diesen falschen Beurteilungen, müssen dieser Bahnvorstellung ihr Glück und ihre Zukunft zum Opfer bringen! Ihnen gilt als Trost das Bewußtsein, daß Gott sie anders einschätzt als die Menschen, und daß sie wenigstens dort als ehrenwerte Bürger in Achtung stehen.

Dieses Bewußtsein ist von erheblicher Bedeutung beim Empfang des Bußsakramentes. Wenn uns Gott die Sünden nachläßt, dann läßt er sie gründlich nach, ohne Vorbehalt. Gott deckt nicht die Sünden zu, wie die Reformatoren wollen, sondern die Sünden werden getilgt, ausgelöscht, das frühere wohlwollende Verhältnis zwischen dem Menschen und Gott wird in seiner ganzen Ursprünglichkeit wiederhergestellt. Ja, die Liebe und Fürsorge Gottes wächst, so ähnlich wie die Mutter einem krank gewordenen Kinde gegenüber ihre Liebe verdoppelt, weil sie weiß, das Kind hat jetzt erst recht ihre Liebe nötig. „Ich will ihre Missetat vergeben und ihrer Sünde nicht mehr gedenken.“ (Jerem. 31, 34.) „Wenn der Gottlose Buße tut über alle seine Sünden, die er begangen, und alle meine Gebote beobachtet und Recht und Gerechtigkeit übt, dann soll er leben, ja leben und nicht sterben. Ich will aller seiner Missetaten, die er begangen, nicht mehr gedenken.“ (Ezech. 18, 21, 22.)

2. Adonias, der älteste der noch lebenden Söhne Davids, hatte bereits zu Lebzeiten Davids versucht, ähnlich seinem Bruder Absalom, die Herrschaft an sich zu reißen. Der hochverräterische Versuch wurde aber durch die Wachsamkeit des Propheten Nathan vereitelt, der den König frühzeitig auf die Bestrebungen seines Sohnes aufmerksam machte. Als Adonias sich entsetzt sah, floh er in das Zelt des Herrn und suchte hier Schutz. Salomon, der bereits zum König und Nachfolger Davids ausgerufen war, schonte seiner, indem er sprach: „Wird er ein redlicher Mann sein, so soll ihm kein Haar gekümmert werden. Wird aber (in Zukunft) Böses an ihm gefunden, so soll er sterben.“ Nach Davids Tode machte Adonias trotzdem den erneuten Versuch, sich an Stelle Salomons zum Herrscher über Israel aufzuwerfen. Nun kannte Salomon keine Schöpfung mehr. Da Adonias den Hohenpriester Abiathar und sogar den Oberbefehlshaber des Heeres, den sonst verdienten Joab, bereits für seine Pläne gewonnen hatte, mußte rasch gehandelt werden. Salomon schickte Banajas, den Obersten der Leibwache, zu Adonias, daß er ihn töte. Auch Joab, der auf die Kunde von dem Vorgefallenen in das Zelt des Herrn geflüchtet war, wurde, da er das Heiligtum nicht verlassen wollte, dort getötet. Der Hohenpriester Abiathar verlor zwar nicht sein Leben, weil er, wie Salomon bestimmte, „die Lade des Herrn getragen und alle Leiden seines Vaters (David)

gestiftet hatte“, doch wurde er abgesetzt und an seiner Statt Sadok zum Hohenpriester bestimmt. So streng diese Maßregeln des Königs waren, so gerecht und notwendig waren sie, damit endlich der Thron gefestigt und das Land vor neuen Unruhen bewahrt wurde.

Kraftvoll, entschieden, ohne Schwanken zu herrschen, ist die Tugend, die den Königen frommt. Willst du König deines Volkes sein, willst du herrschen über die Begierden und Triebe, die sich zu Herrschern deines Reiches aufwerfen wollen, dann mußt du mit Macht und Kraft, ohne Wanken und Schwanken Front machen gegen die Feinde deiner Seele. Die Sünden oder geheimen Einverständnisse mit diesen Feinden ist dem Hochverrat gleich zu achten und führt zur Niederlage, zur Katastrophe. So schwer und verhängnisvoll auch eine solche Niederlage ist, so kann sie doch Anlaß sein, daß du über Ursache und Veranlassung des Falles nachdenkst und für die Zukunft entsprechende Maßregeln triffst. Preußens Unglück war niemals größer gewesen als in den Jahren 1806/07. Das Reich war dem Abgrunde nahe. Aber das Unglücksjahr wurde zum Ausgangspunkt einer Erhebung und Stärkung, die den Grund legte zu den großen Befreiungskriegen 1813/14. Mag dein Fall auch noch so hart und verhängnisvoll gewesen sein, er muß deine Erhebung, dein Aufstehen vom Fall zur Folge haben. Es ist ein alter Kunstgriff des Feindes unserer Seele, uns nach einem Falle zu entmutigen, oder auch die Sache als harmlos und ungefährlich darzustellen. Diese beiden Schliche müssen wir durchschauen. Dann wird uns der Fall in die Sünde zum Ausgang in die Höhe.

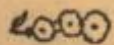
3. Salomon wünschte seine Regierung mit dem Segen Gottes zu beginnen und für alle seine Unternehmungen den Beistand des Herrn zu besitzen. Er ging deshalb nach Gabaon, wo sich das heilige Zelt und der Brandopferaltar befand, und brachte dort ein großes Opfer dar. In der Nacht erschien ihm der Herr im Traume und sprach: „Begehre, was ich dir geben soll.“ Salomon erwiderte: „Du hast, o Herr, deinen Knecht zum Könige gemacht, und ich bin doch nur ein schwacher unerfahrener Jüngling. So gib mir nun ein gelehriges Herz, damit ich dein Volk recht zu richten und zwischen Gut und Böse zu unterscheiden wisse.“ Diese Rede gefiel dem Herrn sehr wohl, und er sprach: „Weil du solches begehrt und nicht gebeten hast, um langes Leben, noch um Reichtum, oder um den Untergang deiner Feinde, sondern um Weisheit, so habe ich nach deinem Worte getan und dir ein weises und verständiges Herz gegeben, das keinesgleichen nicht vor dir gewesen ist und nicht nach dir sein wird. Aber auch das, um was du mich nicht gebeten, gebe ich dir, Reichtum nämlich und Ehre. Und wenn du meine Gebote beobachtest, wie dein Vater, so will ich dir zu dem allem noch ein langes Leben verleihen.“ Freudig kehrte Salomon nach Jerusalem zurück, brachte zur Dankagung vor der Bundeslade neue Opfer dar und gab allen seinen Dienern ein großes Opfermahl.

Was wir von dem unermesslichen Reichtum Salomons erfahren, ist keine orientalische Uebertreibung oder Aufschmückung, sondern Wirklichkeit und nur daraus verständlich, daß der Herr gemäß seiner Verheißung in wunderbarer Weise eingriff und alle Unternehmungen Salomons mit Erfolg krönte. Das Gebet Salomons und die Gegenrede des Herrn sind eine Fundgrube der Belehrung für unser Gebet zu Gott und eine Quelle des Trostes und der Erhebung für alle, die im Dienste des Herrn stehen.

Salomons Gebet und seine Erhörung ist eine Umschreibung dessen, was der Herr uns sagt: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und das alles wird euch dreingegen gegeben werden.“ Alle Diesseitsbestrebungen, alle Kultur und alle Fortschritte dürfen nur in Hinsicht auf das Jenseits erarbeitet und begehrt werden. Alle Opfer, die wir bringen, um die Menschen besser zu stellen, namentlich die riesigen Blutopfer des jetzigen Krieges, wollen wir bringen in letzter Linie, um dem Reiche Gottes hier auf der Erde die vielfachen Hindernisse hinwegzuräumen, die seiner Ausbreitung im Wege standen, und in den Herzen der Menschen den Boden zu bereiten für eine tiefere Auffassung und eine praktische Ausübung der Religion. Also die Kulturgüter und die religiösen Werte sollen vorherrschen, wenn wir die Kriegsziele erörtern. Wer den Krieg, den Deutschland jetzt führen muß, nur als ein Mittel ansieht, Deutschland in der Welt voranzubringen und für seine Industrie neue Absatzgebiete zu erschließen und für seinen Handel günstigere Positionen zu schaffen, der ist des Sieges nicht würdig und verdient nicht, daß er der Güter des Friedens teilhaftig wird. Wer den jetzigen Krieg nur als ein Geschäft betrachtet, worauf es ankommt, die Not des Volkes und des einzelnen zu beseitigen, um sich zu bereichern und ungerechtfertigte Kriegsgewinne einzuhelfen, der verdient noch weniger, die Güter des Friedens zu genießen. Er ist verächtlich in den Augen der Menschen, erst recht in den Augen Gottes, und muß sich auf schwere Strafen hienieden gefaßt machen. Gott wird das Sprichwort an ihm wahr machen: Wie gewonnen, so zerronnen. Das unrechte Gut brennt, wie ein Schwärz am Körper eitert, und ruht nicht eher, als bis alles ausgebrannt und alles Unrecht geföhnt ist. Wie auf der anderen Seite alles Gute, das wir dem Nächsten in seiner Kriegsnot tun, alle Erleichterungen, die eine Behörde, und sei es nur ein einfacher Bürgermeister auf dem Lande, den vom Kriege heimgekehrten und den von der Lebensmittelpnot und Lebensführungsnot Betroffenen schaffen, sich in hundertfachen Segen für sich und seine Familie verwandelt. Je größer die Not und je größer und bereitwilliger die Hilfe, desto größer der Segen des Himmels.

Die Furcht ist nicht begründet, als ob wir bei der Sorge für die Güter der Seele zuviel Zeit verliören für die hoch auch notwendige Sorge für unser zeitliches Fortkommen. Die Pflichten des täglichen Lebens, des täglichen Berufes, dürfen freilich nicht hintangesetzt werden. Aber jede Arbeit im Dienste Gottes macht uns Gott zum Schuldner und zwingt ihn gleichsam, uns heimzuzahlen, und zwar auch mit irdischen Gütern, gemäß dem Herrenwort: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und das alles wird euch dreingegen gegeben werden.“ Und es wird wahr, was der Herr zu Salomon gesprochen: „Aber auch das, um was du mich nicht gebeten, gebe ich dir, Reichtum nämlich und Ehre“, dann nämlich, wenn der Herr weiß, daß wir diese irdischen Güter nicht um ihreträllen suchen, sondern zu weiteren Werken der Gottes- und Nächstenliebe.

Der Herr hat uns selber ein Muster eines rechten Gebetes hinterlassen. Das ist das Vater unser. Es besteht aus sieben Bitten. Aber nur zwei von ihnen handeln von dem Verlangen nach irdischen Gütern, während sich die übrigen fünf mit geistlichen Gütern beschäftigen. Daraus sehen wir das Vorherrschen und die Uebergeordnetheit der Jenseitsgüter gegenüber den Diesseitsgütern.



Der selige Heinrich Seuse — der gottinnige Mystiker

(2. März.)

Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alles mitwirkt zum Guten. (Röm. 8, 28.)

Soeben hat der Orden des heiligen Dominikus sein siebenhundertjähriges Jubiläum gefeiert. Diese Feier lenkt die Augen auch des deutschen Volkes wieder hin auf die herrlichen Män-

ner, die der Predigerorden der Christenheit geschenkt. Wohl die lieblichste dieser Gestalten ist der gottinnige Heinrich Seuse.

Heinrich Seuse (eigentlich Sasse, lateinisch: Suso) wurde um 1295 zu Konstanz am Bodensee geboren. Väterlicherseits entstammte er der Familie der Ritter von Berg, mütterlicherseits gehörte er zum Geschlechte der Süssen (Seusen), und nach der frommen Mutter hat er sich auch genannt. Die Mutter wirkte am stärksten auch auf seine Erziehung ein; ihre treue Sorge umgab die Jugend des Sohnes wie ein schützender Wall. Seine erste wissenschaftliche Ausbildung erhielt er bei den Dominikanern seiner Vaterstadt; hier erwarb er sich nicht nur ein reiches Wissen, hier läuterte sich auch mehr und mehr sein Charakter, und hier strömte die innige Gottesliebe in sein Herz, die dann Tag für Tag herrlichere Blüten trieb.

Mit achtzehn Jahren kam ihm plötzlich der Gedanke, den Predigerbrüdern beizutreten. Gern gewährten die Ordensoberen dem edlen, unschuldigen Jünglinge die Aufnahme. Mit freudiger Begeisterung betrat dieser den Weg der klösterlichen Vollkommenheit; in Gebet und großer Bußstrenge arbeitete er sich hinein in den Geist des Ordens, überwand er die Anfechtungen des bösen Geistes und wurde so schon im Prüfungsjahre ein ganzer Ordensmann. Gerade seine sittliche Reinheit, sein still freundlicher Ernst und seine hervorragenden Geistesgaben bewogen die Oberen, Heinrich auf die Ordenschule nach Köln zu schicken, die damals in deutschen Landen eines hohen Rufes sich erfreute. Hier hatte der Selige den berühmten Eckart, den großen Mystiker zum Lehrer. (Unter Mystik versteht man den Teil der Theologie, der die volle Vereinigung der Seele mit Gott behandelt.) Er sollte seine Studien mit der Erwerbung der Doktorwürde abschließen, in seiner tiefen Demut hat er, daß man ihn doch davon entbinde und ihn in der Seelsorge arbeiten lasse. Die Oberen willfahrten seiner Bitte, aber für kurze Zeit mußte er doch den Katheder im Konstanzer Kloster bestiegen und von 1343 bis 1344 mußte er auch die Würde eines Priors im gleichen Kloster auf sich nehmen.

Die Gnade des Priestertumes, die er mit sehnendem und jubelndem, aber auch zitterndem Herzen empfangen, suchte er in sich zu erhalten und zu stärken durch die Feier des hl. Messopfers. Wenn er am Altare stand, schien er nicht mehr Mensch — ganz ergriffen von der Liebe seines Heilandes, glühete sein Herz in seligster Gegenliebe. Und diese Liebe zu seinem Gotte trieb ihn dann hinaus in die Welt, um die Welt für den zu gewinnen, dem alle Herzen schlagen sollten.

Als Prediger und Beichtvater übte er einen großen Einfluß aus, und dieser Einfluß erstreckte sich durch alle deutschen Lande — von den Niederlanden bis tief in die Schweiz hinein. Besonders tätig war er als Beichtvater der Frauenklöster Töb, Oebenbach und Diessenhofen.

Wer mit dem Seligen in nähere Berührung kam, wurde ergriffen von der liebenswürdigen Schlichtheit, der milden aber leuchtenden Reinheit seines Charakters. Und doch sollte dieser heilige Mann, der kein feindseliges Gefühl in seiner Brust aufkommen lassen konnte, vom Schmutz der schändlichsten Verleumdungen bespritzt werden. Ein gewissenloses Weib streute gegen ihn die übelste Nachrede aus, und jahrelang mußte der Selige die Schmach und den Schaden dieser Verleumdung tragen, bis Gott seine völlige Unschuld an den Tag brachte. Seine Schwester, die wie er den klösterlichen Beruf ergriffen hatte, verließ das Kloster und führte ein sündhaftes Leben; Seuse brachte sie durch Gebet und Bußthaten zur Umkehr, aber mehrere Jahre lag die Last bitterster Schmerzen auf seiner Seele. Und obwohl der Selige keinen feindlichen Gedanken in seiner Seele huldete, hatte er niedrige Widersacher, die ihm das Unfinnigste nachredeten.

Alle Verleumdung und alle Schande trug Seuse mit unerschütterlicher Geduld. Vor dem Bilde des Gekreuzigten und der Gottesmutter fand er immer die Kraft, auch das Schwerste zu tragen. Die Liebe zum Erlöser wurde unter den Hammerschlägen des Leidens nicht zertrüm-

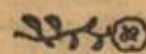
mert, sondern zu echtem Golde umgeschmiedet; die Feuer der Prüfung nahmen die letzten Schlacken des irdischen Fühlens aus seiner Gottesliebe, daß sie rein und feurig zum Himmel loderte. Und in seinen Predigten und seinen herzigen Büchern trug er diese Liebe in vieler Herzen, und auch heute noch sind seine Schriften viel gelesen, und aus ihnen weht noch immer die milde Mut der reinen Gottesminne in die Seelen Reichgefinnter.

1348 ging der Selige auf Geheiß seiner Oberen nach Ulm; hier entschlief er voll seligen Gottvertrauens am 25. Januar 1366; er hatte dem Herrn fast fünfzig Jahre im Kleide des hl. Dominikus gedient. 1831 wurde ihm die Ehre der Altäre zuerkannt.

Die Schriften des seligen Seuse offenbaren ein starkes Gemüt, das seine Gottesliebe hoch hinausträgt in die Reiche der Ewigkeit. Nicht nur der Verstand soll dem Herrn dienen, auch das Gemüt soll dieser edlen Minne seine Dienste weihen; denn es heißt auch: Du sollst dem Herrn, deinem Gott dienen aus deinem ganzen Gemüte! Und selbst ein Seume schreibt einmal:

Das beste Lebensregiment
Ist, wo Gefühl die Seele schwellt
Und die Vernunft das Ruder hält.

P. S. D., O. F. M.



Weggeleit zum Glücke

Von P. S. D., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Die Keuschheit: ihre Vortrefflichkeit:

Die Keuschheit ist des Menschenleibes schönster Adel! Und ihr Adelsbrief verliert mit dem Abschluß dieses Lebens nicht seinen Wert; nein, er gilt erst recht für das Leben über den Sternen. Die Keuschheit bereitet den Leib gewissermaßen zur glorreichen Auferstehung vor. Ja, es ist eine ganz bedenkliche Tatsache — ich nehme dies Wort hier in seiner ursprünglichen Bedeutung — daß Gott gerade die Leiber reiner Menschen oft vor der Fäule der Verwesung bewahrt hat. In dieser Hinsicht hat der hl. Cyprian einmal an christliche Jungfrauen ein schönes Wort geschrieben: „Was ihr einst sein werdet, habt ihr bereits angefangen zu sein; ihr fangt schon in dieser Welt an die Glorie der Auferstehung zu erlangen.“ Kein Wunder: das Tierische zieht hinab zum Fexalle; das Ueberirdische strebt nach der Erhaltung, hat die Erhaltung in sich, und gerade die unversehrte Keuschheit hat am meisten des Ueberirdischen an sich.

Doch die Einwirkung dieser fleckenlosen Tugend auf den Menschenleib ist nur eine mittelbare, eine Einwirkung — um mich so auszudrücken — auf Umwegen. Unmittelbar und geraden Wegs geht ihr Einfluß auf die Seele des Menschen. Sie heiligt die Seele. Die Heiligung der Seele besteht ja im Abstreifen dessen, was durch die Erbschuld als Folgen dieser Erbschuld in die Seele hineinsinkt; sie besteht im Zerreißen der Bande, die aus Niedere, aus Irdische, fesseln. Wenn nun nach dem Ausspruche des hl. Paulus der Ehelose nur darauf denkt, was des Herrn ist, dann darf man mit einer kleinen Abschwächung auch sagen: „Derjenige, der in standesmäßiger Reinheit lebt, denkt nur darauf, was des Herrn ist.“ Die Bande, die ihn, wenn er verheiratet ist, fesseln, sind Bande, die Gottes Wille geschlungen, Gottes Segen geweiht; sie sind damit jeglicher Sündhaftigkeit enthoben, sie sind Bande die zur Höhe ziehen, nicht ins Niedere reißen. Auch für solche bleibt es wahr: Reinheit des Herzens macht die Seele heilig, weil sie auch bei ihnen die Seele nicht nur nicht bindet, sondern löst und frei macht zum Fluge in die Nähe des Allerhöchsten. Und nicht nur für jungfräuliche Menschen, sondern auch für die christlich lebenden Eheleute gilt das Wort des hl. Chrysostomus: „Be-fließen wir uns nur vollkommener Reinheit, so sind wir Engel zwar nicht der Natur, aber der Tugend nach.“

In den Sprichwörtern steht das Wort: (22, 11.): „Wer die Reinigkeit des Herzens liebt, wird den König zum Freunde haben.“ In diesem

Worten ist eigentlich der größte Vorteil, den die Herzensreinheit mit sich bringt, ausgedrückt. Dieser König, dessen wertvolle Freundschaft die Keuschheit vermittelt, ist der, der ein König der Ewigkeit genannt wird, ist der, auf des' Kleidesaum die Worte leuchten: König der Könige und Herr aller Herrschenden. Wenn schon die Freundschaft eines Fürsten, wenn auch eines kleinen Landes, große Kunst und Gnaden einträgt, wenn die Freundschaft eines mächtigen Herrschers gewissermaßen mächtig macht: dann ist die Freundschaft mit dem Könige der Ewigkeit etwas, das mit irdischen Begriffen gar nicht erschöpfend beschrieben werden kann. Denn die Freundschaft mit Gott ist für menschliche Erkenntnis eigentlich ebenso wenig zu fassen wie Gott selbst. Daß sie aber etwas über alles Maß wertvolles ist, läßt sich leicht einsehen. Sie ist zunächst eine Freundschaft ohne Ende, wenn der Mensch will; der allmächtige Gott läßt sie nicht, wenn nur der Mensch treu bleibt. Dann vermittelt sie Gnaden, die ihrer Natur nach ganz himmlisch sind, die ihrer Natur nach auch zum Himmel ausströmen, bedarf keines langen Beweises, denn Gnade ist Sinnerleuchtung und Sinnerhellung, der von reinen Herzen, um mich so auszudrücken, mit magnetischer Kraft angezogen wird.

Einer der ersten Gefährten des hl. Franziskus, der einfache und kluge Br. Regidius, hat einmal eine Erklärung der Keuschheit gegeben, die ganz hierher paßt. Als ein Bruder ihn fragte, wie man die Schwächen des Fleisches vermeiden könne, gab er folgende Antwort: „Wer ungeheure Felsen und Balken anderswohin bringen will, glaubt nicht so sehr Leibes- als Geisteskräfte anzuwenden zu müssen. So muß man auch hier tun. Jede Schuld schadet der Keuschheit. Es ist nämlich die Keuschheit wie ein reiner Spiegel, der schon durch das Anhaften verdunkelt wird. Es kann nicht sein, daß jener Gottes Gnade behalte, der an fleischlichen Gelüsten Freude hat. Du magst dich hinsetzen, wohin du willst, so wirst du nichts anderes erfahren, als daß du gegen dein Fleisch ankämpfen mußt, das dich Tag und Nacht verraten will. Wer es besiegt, besiegt alle seine Feinde und kommt zu allen Gütern.“ Und als ihn ein Bruder fragte: „Ist denn die Liebe nicht löstlicher als die Keuschheit?“ erwiderte er: „Was ist löstlicher als die Keuschheit? O heilige Keuschheit, was bist du, was bist du! Wahrlich so eigen bist du und so groß, daß dich törichte Menschen nicht für eine so hohe und große Tugend halten, als du wirklich bist!“ Und als ihn dann ein anderer Bruder fragte: „Br. Regidius, was nennst du denn Keuschheit?“ — da sagte er: „Ich nenne Keuschheit, alle Sinne für die göttliche Gnade bewahren und bewachen!“ Ein herrliches, ein tiefes Wort! Keuschheit ist: Alle Sinne für die göttliche Gnade bewahren und bewachen, ist mit anderen Worten: Die Freundschaft des ewigen großen Gottköniges sich bewahren und bewachen.

Und wer dies treu besorgt, der wird einst Gott nicht nur in Gnade besitzen, er wird ihn in seiner Wesenheit schauen und in diesem Schauen für ewig restlos glücklich sein. Und der Herzensreine tut den Schritt, der zu dieser glücklichen Ewigkeit führt mit großer Zuversicht. Niemand stirbt leichter und freudiger als der, der in standesmäßiger Reinheit sein Leben verbrachte; dies kann jeder Seelsorger und Arzt bezeugen. Er fühlt sich eben als Sieger, und Sieger kennen keine Furcht; vor Siegen öffnet sich von selbst die bekränzte Heimatpforte — und der Reinen Heimat ist ja das lichte Reich über strahlenden, fleckenlosen Sternen.



Der Totengräber

Aus meinem Dorf. Von Olf Dallgow.
(Nachdruck verboten.)

Ein Herbsttag ging zur Neige. Die letzten Sonnenstrahlen huschten in mattgoldenen Scheine durch die dünnen Weidenzweige und drangen durch das kleine Fenster eines alten Wohnhauses in der Nähe des Dorffriedhofes, zauderten gespensterartige Schattenbilder

auf die weißgetünchten Wände des Zimmers und lagerten für einige Augenblicke auf dem Christusbild über der Türe, von wo sie hinüberglitten in das verhärmte Gesicht eines alten Mannes, der über einem großen Buche gebeugt am Tische saß.

Es ist der Totengräber Claus, der in der Dämmerung mit den Eintragungen ins Beerdigungsbuch beschäftigt ist.

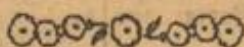
Claus ist im allgemeinen kein sentimentaler Mensch. Hundertmal grub er für die Dörfler ein Grab und schauelte über den Toten daselbe wieder zu, ohne dabei sich anderen Gedanken hinzugeben, als daß das Kommen und Gehen eben zum Geschick des Menschenlebens gehört. In seiner jahrelangen Tätigkeit ist in seinem Herzen jegliches Gefühl für menschliches Leid abgestumpft. Wie mancher Szene hat er in der Zeit auf dem Gottesacker beizuhohnen müssen! Wie oft war er Zeuge verzweifelter, herzbrechenden Schmerzes, wenn sich die Erde über einem lieben Angehörigen schloß, wenn am offenen Grabe die Kinder den Eltern zum letztenmal ein Lebewohl in die Brust riefen, wenn der Gatte die junge Lebensgefährtin zur letzten Ruhe bettete oder die Eltern ein hoffnungsvolles Kind in die kalte Erde legten.

Alles das hatte nicht vermocht, den Claus weidlich und traurig zu stimmen.

Nur einmal hatte er sich vom Grabe abwenden müssen, um seiner Nahrung Vorrat zu holen. Vor einigen Monaten, als die fünf kleinen Kinder der Familie Hilders die Mutter brachten, die aus Gram darüber gestorben war, daß der Vater der Kinder auf dem Schlachtfeld verblutet war. Da hat der greise Pfarrer in so herzyniger Weise über das Wiedersehen dereinst geredet, daß alles ringsum schluchzte und die Blide der ums Grab Stehenden alle in tiefem Mitgefühl an den trauernden Kindern hingen, die nun in der großen Welt allein dastanden. Zwei der Kinder nahm der Pfarrer in sein Haus. Und eines brachte der Totengräber Claus zu seiner Frau, obgleich er selbst von seinem hohen Lohn für sechs hungrige Mäulchen zu sorgen hatte.

„Wo jeds essen, da bleibt auch etwas übrig für das Siebente“, sagte Frau Claus zu den Nachbarn, die sich über das Tun des Totengräbers wunderten. Und so war es; und alle wurden satt.

Als nun vor kurzer Zeit die Familie um ein weiteres Mitglied vermehrt wurde, da kam mit dem jungen Erbenbürger das Leid ins Haus. Und diesmal packte es auch Claus. Seine Gattin blieb als Lagergehilfe. Vor einigen Tagen hat sie das Zeitliche gesegnet und ist in stummer Ergebung ins Jenseits hinübergeschlummert.



Das Beichtgeheimnis

Roman von Matthias Plank.

Nachdruck verboten.

Der Pfarrer von Sankt Michael wußte, daß Schrönghammer jede Drohung verwirklichen würde; er hatte ja von dessen Lippen jenes Geständnis vernommen, das ihn nicht zweifeln ließ, daß er im Jorne vor seiner Tat erschreckte.

„Ich werde tun, was mir Pflicht erscheint.“

„So! Immer?“

„Ja!“

„Das ist doch gut, wenn es solche von Pflichtgefühl überschäumende Menschen gibt. Sie wissen, daß Ihre erste und strengste Pflicht ist, zu schweigen. Worüber? Das brauche ich nicht zu sagen. Das aber ist der Grund, warum ich gekommen bin, Ihnen nochmals zu betonen, daß noch kein Priester das Beichtgeheimnis gebrochen hat. Ich will mir doch Gewißheit verschaffen, daß ich keine Gefahr zu befürchten habe. Ich kann also wirklich beruhigt gehen?“

„Fürchten Sie sich nicht vor einem strengeren Richter?“

„Nein! Jene törichtesten Gefühlsanwandlungen von damals, die mich zu Ihnen hingetrieben hatten, sind wie eine Kinderkrankheit glücklich überwunden. Wenn ich mich nur Ihres Schweigens versichert hätte!“

Die grauen Schwingen der Dämmerung haben die Herbstsonne zurückgedrängt, und die Schatten des Abends hüllten die Welt in tiefes Dunkel.

Claus sitzt beim flackernden Kerzenlicht und hält der Toten erkaltete Hand in seiner Rechten. Blöcklich erhebt er sich jäh, wankt zum Tisch und trägt mit zitternder Hand wieder einen Namen ins Totenverzeichnis.

Nr. 84 (1916), Frau Johann Claus, Maria Gertrude, geborene Blumen.

Und ebenso häufig wie er den Namen eintrug, löschte er das trübe Lampenlicht, um sich zur Ruhe zu begeben; denn der erwachende Morgen bringt ihm die schwerste Arbeit, die bisher seiner harrte.

Erst in den späten Morgenstunden drang das Tageslicht durch die dunklen, regenschweren Wolken. Leise fliegend hallt vom Kirchlein das Trauerglöcklein, bei dessen Klänge sich ein kleiner Leichenzug zum Gottesacker nähert.

Zum letztenmal spricht der Geistliche den Segen über die Entschlafene, und langsam gleitet der schlichte Sarg in die Gruft. Ein Gebet noch für die Verstorbene, und noch ein Vaterunser für den nächsten, der aus der Reihe der Leidtragenden die ewige Reise antreten muß. Stumm drückt der Pfarrer Claus die Hand. Der Friedhof leert sich wieder. Nur die Schar der Kinder kniet noch weinend ums offene Grab — und der Totengräber, der gebrochenen Blickes auf den Schrein stiert, der sein Bestes birgt, das ihm im Leben zuteil ward.

Blöcklich redt er sich empor. Sein Gesicht verzerrt sich in tiefem Herzeleid. Es jult der schwersten Pflicht zu genügen, die sein Amt ihm bringen kann. Ueber die eigene Lebensgefährtin muß er den Hügel schaukeln, wie er schon viele hundertmal über einen Sarg das Grab schließen mußte.

Mit zitternden Händen nimmt er den Sarg an und wirft ein Häuflein Erde auf den Sarg, daß es dumpf und hohl aus der Gruft emporklingt. Ein zweites Häuflein Erde wirft er noch hinaus — dann verläßt ihn die Kraft. — Mutlos, stöhnend läßt er den Sarg aus der Hand sinken. Ringt die Hände in stummen Klagen und blickt mit stiller Wahnwitz auf das Häuflein niederknien der Kinder.

Was er viel hundertmal in pflichtgetreuer Arbeit ausführte, heute versagt die Kraft, es durchzuführen.

„Karl!“ spricht er zu dem ältesten seiner Jungen, „geh' geschwind und sage dem alten Gd., ich liebe bitten, er möge unserer teuren Toten Grab zuschaukeln.“ — — —

Hans Schrönghammer galt als Freund des Erschlagenen, mit dem er gemeinsam an manchen Unternehmungen beteiligt war; in einer solchen Angelegenheit, vielleicht in einer für Schrönghammer finanziellen Krise, mochte eine Differenz entstanden sein. Als Schrönghammer Bernhard Holländer aussuchen wollte, hatte er die durch Ernst Peruz in der Erregung offen gelassenen Türen vorgefunden, so daß sein Eintreten vollständig unbemerkt geblieben war. Holländer mochte den Forderungen Hans Schrönghammers schroff ablehnend gegenüber gestanden sein, so daß dieser in momentaner Aufwallung die Tat beging, und ebenso unbemerkt wieder entfliehen konnte.

Dann erst, in den nächsten Tagen, da sich Hans Schrönghammer immer sicherer zu fühlen anfang, waren wohl auch seine weiteren Pläne gereift, durch die er mit der Hand von des Erschlagenen Tochter Holländers ganzes Vermögen an sich reißen wollte. Aber was nützte diese Erkenntnis? Er durfte nicht sprechen!

Die Unruhe des Pfarrers war eine so große geworden, daß er es fühlte, daß er keine Beherrschung über sie finden konnte. Dazu wußte er nur einen Weg. Und er verließ den Pfarrhof und schritt nach der alten, stillen Kirche von Sankt Michael hinüber.

Die Sonne umspann das Mauerwerk mit seinen glitzernden Strahlen, die durch die bunten Scheiben in das Innere einzudringen versuchten. Leise ging der Pfarrer nach dem Hochaltar zu; sein Blick war auf ein altes Mitterlein gefallen, das neben einer brennenden Kerze kniete, die von ihr geopfert worden war, und das wohl auch ein inniges Anliegen zu Gott emporschickte. Ihm allein konnte er alle seine Sorgen anvertrauen! Nur zu Gott durfte er von seinen Räten sprechen, nur von ihm die Kraft erbitten, auch diese Verunsicherung mit gleichem Vertrauen tragen zu können, um dann im Gebete zu ersehen, daß alles sich noch werde zum Gerechten, zum Glück für den Bruder. Menschen konnten nicht helfen!

Und als er nach einer Stunde in den Pfarrhof zurückgekehrt war, setzte er sich sofort an den Schreibtisch, um zuerst das Schreiben des Ordinariats zu beantworten; darin aber gab er den Entschluß kund, auf dem Posten, der ihm anvertraut worden war, auszuharren und nicht wie ein Fahnenflüchtiger fortzugehen, weil er einer Prüfung ausgesetzt worden sei; gleichgültig, wie das Gericht über seinen Bruder, an dessen Schullosigkeit er glaube, entscheiden möge, er werde seines Amtes als Pfarrer von Sankt Michael weiter walten, nur in dem Bestreben, das Beste für die Gemeinde zu erfüllen.

Und mit fester, sicherer Hand setzte er seinen Namen darunter: „Ludwig Peruz, Pfarrer von Sankt Michael.“

16. Kapitel

Der Zuhörerraum des Schwurgerichtssaales konnte alle die Neugierigen nicht fassen, die sich herangebrängt hatten, um bei dieser Verhandlung zugegen zu sein. Viele standen vor den Türen, um bei einem gelegentlichen Öffnen wenigstens einen Blick oder ein paar Worte zu erhalten. Unter der Menge der Sensationsgierigen aber waren sehr viele aus der sogenannten besseren Gesellschaft, da aus den Zeitungsstimmen pikante Enthüllungen erwartet werden durften.

Sensation aber ist so oft die Triebfeder, die die große Masse in die Theater, Zirkusse oder in den Gerichtssaal treibt. Sogar manche zierliche, in parfümiertes, bänisches Leder gezwängte Damenhand hielt ein Opernglas, um den interessanten Angeklagten und die Zeugin, deren Name so viel genannt worden war, noch besser zu beobachten.

Das Antlitz von Ernst Peruz war auffallend blaß. Nur als die Zeugen hereingerufen worden waren, als er unter diesen die Gestalt Martha Holländers erkannt hatte, war ein brennendes Rot über seine Wangen geflogen. Aber sie hatte es nicht gewagt, seinen Blick zu suchen. Sie war ja eines anderen Braut geworden.

Die Zeugen waren daraufhin wieder entlassen worden, und in der gewohnheitsmäßigen Form war dann die Verhandlung eröffnet worden.

Ernst Peruz war vor den Richtertisch getreten. Ohne Erregung und in fester Ruhe beantwortete er alle Fragen, worauf er den Sachverhalt so schilderte, wie er ihn bereits seinem Bruder angegeben hatte. Dabei blätterte der Staatsanwalt wie gelangweilt in den Akten; er hatte diese Angaben ja schon oft gelesen. Und als Ernst Peruz geendet, begannen erst die entscheidenden Fragen:

„Sie behaupten also, Bernhard Holländer verlassen zu haben, ohne mit ihm in ein tätliches Zusammentreffen geraten zu sein?“

„Ja!“

„Sie bleiben darauf bestehen, daß Sie nicht geflohen sind?“

„Ja!“

„Sie wollen also die Türen dabei offen gelassen haben?“

„Ja!“

„Sind Sie dabei auf der Treppe jemand begegnet?“

„Ich kann mich nicht erinnern. Ich war so erregt gewesen, daß ich nicht darauf geachtet hatte.“

„Kann die Erregung nicht auch so groß gewesen sein, daß Sie dabei die Tat verübten?“

„Nein! Das müßte ich doch wissen!“

„Wie erklären Sie es dann, daß selbst Martha Holländer Sie für den Schuldigen hielt und, um Sie zu retten, dem Kommissär eine Unwahrheit mitteilte?“

„Irrer ist menschlich. Ich kann nur die Wahrheit sagen.“

Auch sein Verteidiger, ein noch junger Anwalt, hatte noch manche Fragen zu stellen, die aber von keiner so großen Bedeutung waren und lediglich erstrebten, für seinen Klienten wenigstens die Zubilligung mildernder Umstände zu erreichen.

Dann aber wurde das Zeugenverhör begonnen. Kriminalkommissär Weber war einer der ersten, der in seiner temperamentvollen Art seine Tätigkeit schilderte, das Ergebnis seiner Nachforschungen, wonach die Tat im Affekt begangen sein mußte; er berichtete dann die Aussagen, die ihm Martha Holländer gemacht hatte, und die von ihm auf Grund gegenteiliger Angaben anderer Zeugen bald als unwahr erwiesen worden waren. Mit einer solchen Genauigkeit erzählte er alle Einzelheiten, ohne eine noch so unbedeutende Geringsfügigkeit zu vergessen, daß an ihn nur eine Frage, aber von dem Verteidiger des Ernst Peruz gestellt wurde:

„Halten Sie es wirklich für unmöglich, daß nach dem Angeklagten noch eine Person in das Arbeitszimmer des Erschlagenen hätte gelangen können?“

„Ich habe im Hause keine Spur eines anderen bemerken können. Alle Zeugen aber sagen aus, daß im Hause Holländers außer dem Beschuldigten kein Fremder gesehen worden war. Der Zeuge, der auf Martha Holländers Weisung das Haus verlassen hatte, um Arzt und Polizei zu verständigen, hatte die Korridortüre geschlossen vorgefunden.“

Diese mit solcher Bestimmtheit gegebene Erklärung fand dann eine Bestätigung durch die Aussagen der im Hause Holländers wohnenden Dienerschaft. In der für die Tat in Frage kommenden Zeit war niemand eingelassen worden als der Angeklagte. Es war auch keine verdächtige unbekannte Person beobachtet worden. Dagegen schilderte eine Zeugin, wie sie den Beschuldigten in großer Erregung aus dem Zimmer des Erschlagenen hatte den Korridor entlang eilen sehen; sie wußte aber nicht anzugeben, ob dieser dabei die Korridortüre geschlossen hatte.

In dem weiteren Verlaufe der Verhandlung gab es keine neuen Überraschungen mehr; das aber zeigte sich dabei mit immer bestimmterer Gewißheit, daß eine Beweisette untrüglicher Indizien nur auf die eine Möglichkeit wies, daß eben der Angeklagte die Tat begangen haben mußte.

Für die Tat eines anderen wurde nicht der mindeste Anhaltspunkt festgestellt.

Ernst Peruz verhielt sich diesem erdrückenden Belastungsmaterial gegenüber vollkommen ruhig; er machte wohl auf die Mehrzahl der Anwesenden den Eindruck, als hätte er sich mit einer unvermeidlichen Beurteilung bereits abgefun-

den; er stellte keine Frage, machte keinen Versuch, irgend eine Zeugenaussage zu erschüttern, und beharrte bei Zurechstellungen bei der Behauptung:

„Ich habe ihn nicht getötet.“

Unter den Zuhörern war die Stimmung gegen ihn; begreiflich wollte man dabei die Tat finden, aber an eine Schuldlosigkeit keiner glauben. Am meisten war davon gesprochen worden, daß der bekannte Verteidiger Doktor Riesegang die Vertretung des Angeklagten abgelehnt haben soll. Zischelnde Stimmen wußten davon zu erzählen: „Natürlich hat er gewußt, warum er dies tat. Es ist für den Angeklagten nichts zu retten.“

Die eigentliche Sensation aber sollte der Nachmittag bringen, an dem Martha Holländer verhört werden sollte. Eine dumpfe Schwüle lag im Schwurgerichtssaale. Als sie langsam, den Blick etwas gesenkt, vor den Tisch der Richter hingetragene war, hatte Ernst Peruz mit beiden Händen die Tischkante gepackt und sich halb aufgerichtet. Einen Blick nur wenn sie für ihn beseffen hätte! Ein Wort nur, wenn er ihr hätte sagen dürfen!

Das Flüstern und Raunen, das bei dem Erscheinen Martha Holländers im Zuhörerraum laut geworden war, verstummte bald wieder. Mit leiser Stimme hatte Martha die ersten Fragen beantwortet. Dann erklärte der Vorsitzende:

„Sind Sie mit dem Angeklagten verlobt? Ich muß Sie darnach fragen, denn in diesem Falle hätten Sie ein Recht der Zeugnisverweigerung.“

„Nein!“

„Ist es richtig, daß Sie sich nach dem Tode Ihres Vaters mit Herrn Schrönghammer verlobt hatten?“

„Ja!“

Da war Ernst Peruz auf seinen Stuhl zurückgefallen und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen; sein Aufstöhnen aber mußte sie gehört haben, denn einen Augenblick schien es, als wollte sie ihm ihr Gesicht zuwenden. Als fürchtete sie sich davor, schwach zu werden, blickte sie wieder vor sich hin, ohne mit einem Blick nach ihm zu sehen. Auf eine Aufforderung des Vorsitzenden berichtete sie dann die Begebenheiten jenes Nachmittags, wie der Angeklagte von ihr fortgegangen war, wie sie ihn vom Fenster aus beobachtet hatte, worauf sie ihren Vater aufgesucht hatte.

„Welche Zeit war unterdessen verstrichen?“

„Ich kann es nicht mehr angeben. Vielleicht zehn Minuten, vielleicht eine Viertelstunde.“

„Sie hatten damals das Gefühl, als wäre er aus dem Hause geflohen?“

„Ja! So war es mir erschienen.“

Dann wurde sie über die Aussagen befragt, die sie dem Kommissär gemacht hatte. Und Martha Holländer leugnete nichts.

„Warum hatten Sie damals die Unwahrheit angegeben?“

„Weil ich an Ernst Peruz' Schuld geglaubt hatte, weil ich ihn dadurch hatte retten wollen.“

„Waren die gleichen Gründe bestimmend gewesen, als Sie so plötzlich die Werbung Ihres jetzigen Bräutigams annahmen?“

„Ja!“

„Sie zweifeln also nicht, daß der Angeklagte im Affekt, im Verlauf einer erregten Auseinandersetzung Ihren Vater erschlagen hatte?“

„Nein! Damals war ich von diesem Irrtum befangen.“

„Sie nennen es jetzt Irrtum?“

„Ja, denn nun glaube ich daran, daß er es nicht gewesen war.“

Da war Ernst Peruz aufgesprungen; und seine erregte Stimme hatte auch ihr Ohr erreichen müssen:

„Dank dafür, und wenn nun alle den Stab über mich frechen...“

Der Vorsitzende rügte sofort mit scharfen Worten solche Unterbrechungen, die daraufhin von dem Staatsanwalt als Kulissenmädchen bezeichnet worden waren.

Und in diesem Augenblicke zum ersten Male wandte sich ihm Martha Holländer zu. In ihren Augen lag er es, daß sie an ihn glaubte und daß sie ihn noch liebte, wenn sie auch die Verlobte eines anderen geworden war. Ob aber damit sie wieder eine Hoffnung geweckt werden würde? (Schluß folgt.)